

aus reiner Freude am Schmutz im Kot gewühlt hätte" — oder meistens dadurch, daß dem Gegner in ruhiger Form, aber mit überzeugender Klarheit die trübe Quelle oder das verfleckte Vorurteil für seinen Irrtum aufgedeckt wird.

Das Mitgeteilte sind nur dürfte Andeutungen von dem geschickt ausgewählten und wohl angeordneten Inhalte der Ersilingschrift, deren Verfasser bereits eine erstaunliche Belesenheit in den Denkmälern unserer älteren Literatur bekundet. So durfte er es auch ohne Annäherung wagen, Winken und Wünsche für weitere Untersuchungen in der Murnersforschung zu äußern, wie etwa über das gegenseitige Verhältnis zwischen Murner und Brant oder über den fitten-geschichtlichen Reichtum in Murners Satiren, da die vorliegenden Versuche zur Lösung oder Darlegung unzulänglich seien.

Als zusammenfassendes Urteil eines so glücklichen ersten Griffes wird man es freudig mit unterschreiben können, was ein sachverständiger Kenner in den „Histor.-polit. Blättern“ (Bd CLVI, Hft 5) kurz und klar anerkannt und ausgesprochen hat: „Die Schrift von Leffz gehört zum Wertvollsten, was bisher über Murner geschrieben worden ist. Sie bedeutet einen wesentlichen Fortschritt auf dem Weg zum resülosen Verständnis des seltsamen Mannes, der an der Wende zweier Welten steht. Auch der Kulturhistoriker findet in den hier niedergelegten Untersuchungen eine reiche Fundgrube. Besonderes Lob möchte ich auch der frischen sprachlichen Darstellung zuzollen; sie steht erfreulich ab von der verwahrlosten Schreibart mancher Fachgenossen, deren Elaborate den Leser oft anmuten wie literarische Brockenansammlungen. Ich gestehe gerne: Ich habe aus dem Buche manches gelernt.“

Wenn nach solch edler Anerkennung noch eine persönliche Nachschrift gestattet ist, so yet daran erinnert, welch ein Genuss die vorliegende Arbeit unserem besten Kenner jener früheren Zeiten unseres Schrifttums bereitet hätte, wäre er noch unter den Lebenden, und wie sehr es für solche Forschungen zu bedauern ist, daß Professor Schönbach sein eigentliches Lebenswerk, die Geschichte der mittelalterlichen Predigt, nicht fertigstellen konnte. Über seinen Nachlaß verlautete bisher noch nichts, und so ist auch ein anderer bereits verabredeter Plan für die Predigt des 16. Jahrhunderts als Fortsetzung des Schönbachschen Werkes, vorläufig wenigstens, zu Scheiter gegangen. Der Murnersforschung wäre beides sehr zu thun gekommen.

Nikolaus Scheid S. J.

Das erste Kriegsjahr an der Westfront.

Zu den wertvollsten Erscheinungen der Kriegsliteratur gehören gegenwärtig noch die Berichte derer, denen beschieden war, die großen Ereignisse mit eigenen Augen zu sehen und mit den Helden des Feldes persönlich zu verlehrn. Wenn spätere Geschichtsschreiber darangehen, den großen Zusammenhang der Ereignisse darzustellen, werden diese Schriften als Quellenwerke neuen Wert erlangen. Ein solcher Vermittler zwischen Heer und Heimat ist Prof. Georg Wegener, der in dem Werke „Der Wall von Eisen und Feuer. Ein Jahr an der Westfront“,

(Brockhaus, Leipzig), den Daheimgebliebenen mitteilt, was er als Berichterstatter beim Großen Generalstabe auf dem weslichen Kriegsschauplatze sah und erfuhr.

Die Einleitung des Buches versetzt uns in unvergeßliche Tage, in die Zeit jenes unheimlichen Druckes, der in ganz Europa fühlbar wurde, als die Sühneforderung Österreichs an Serbien erging, als von diesem ersten Wetterleuchten an mit beängstigender Schnelligkeit die Sturmzeichen sich mehrten, aus denen der Weltbrand auslodern sollte. Das Glockengeläute in Dorf und Stadt am Abend des 1. August 1914 war das Begleitgebet bei der Verkündigung des Krieges.

Der Ernst der Stunde wurde stark empfunden. Ruhig bereitete sich jeder vor ohne große Gebärde, ohne Verleugnung des Schweren, dem man entgegenging, aber auch ohne Schwanken, mit vollkommener Selbstverständlichkeit, alles hinzugeben, was sein mußte. In der ureigenen deutschen Art der stillen, gesammelten, unwiderstehlichen Kraft äußerte sich die Flamme der Begeisterung. Selbst als die Kriegserklärungen der Gegner sich geradezu überstürzten, keine Panik, keine Verwirrung, die Haltung der Griechen vor den Perserkriegen an vorbildlicher Großartigkeit übertreffend. Ganz Deutschland war während dieser Mobilmachungsstage ein einziges ungeheueres Kriegsinstrument, das mit wunderbarer Genauigkeit arbeitete.

Die Heeresleitung hatte anfangs einen Schleier über die Vorgänge auf dem Kriegsschauplatze gebreitet. Als aber gerade acht Tage nach Kriegsbeginn wieder die Glocken erklangen und die Siegesnachricht von Lüttich verkündeten, da durchzitterte eine fesstliche Eregung das ganze deutsche Volk. Es kamen nun auch nähere Nachrichten über die Schlacht zwischen Maas und den Vogesen und enthüllten die Tatsache eines großzügig angelegten Planes, nach dem wir den Gegner abschöpflich unter Preisgabe deutschen Gebietes weit vorgelockt haben, um dann um so vernichtender über ihn herzufallen. Man erfuhr die Völkerrechtswidrigkeit des fürchterlichen Frankreichkrieges in Belgien, der uns gebieterisch zu schreckenden Abwehrmaßregeln zwang. Im folgenden ein gedrängtes Bild dessen, was Wegener aus eigener Anschauung berichtet.

Was war in diesen wenigen Tagen geleistet worden! Welche Gegensätze waren geschaffen in unmittelbarer Nähe! Hier das heimatliche Land in der ganzen Schönheitssüße des Hochsummers: sonnige Felder in üppiger Ernteprächt, blühende Rosenhecken vor reizenden Landhäusern, auf den rebenumkränzten Hügeln die alten Burgen, Schlösser und Wallfahrtskirchen, das Rheinland in seiner ganzen Anmut und Lieblichkeit. Und jenseits der Grenze auf dem Schauplatz des großen Ringens mit einem Schlage das ganze Grauen des Krieges. Zwölf Kilometer vom deutschen Lande entfernt liegt das Städtchen Battice, wo der erste größere bewaffnete Widerstand geleistet, aus allen Fenstern herausgeschossen worden war. Nur die Verblendung eines unmilitärischen, mit der Wucht geordneter Heeresmassen gänzlich unvertrauten Volkes konnte ein so wahnwitziges Unterfangen ins Auge fassen. Nun sah man von der Straße aus in das vom Feuer geschwärzte Innere der Häuser ohne Dach. Auf verkohlten Balken ruhen Teile geborstener Decken; der Fußboden ist mit Ziegelbrocken und kohlendem Holzwerk bedeckt, an den Wänden gelegentlich ein Bild, das seltsam ins Leere hinaus-

schaut; hinter den zerstörten Häusern bisweilen ein unversehrtes kleines Gärtchen, wo rote Rosen über das Geländer quellen. Auch die Kirche, die als Hinterhalt benutzt worden war, ist zerstört. An den Häusern leben noch einige Plakate, die für den nächsten Sonntag zu einem großen Ball einladen — und nun kein lebendes Wesen weit hin: Todeseschweigen über allem. Die Leichen haben unsere Soldaten bestattet, nur aus den Kellerlöchern dringt ein atembellendender Geruch; unter den Trümmermassen, welche die Keller füllen, müssen Leichname liegen. Je näher man Lüttich kommt, um so mehr häufen sich die Zeugen erbitterter Kämpfe. Bald tauchen leichtgebückelte, niedrige Erdhügel auf — es ist das Fort Fléron, das erste der zwölf großen Außenforts der Festung Lüttich. Von den Schüssen unserer Artillerie zersetzte Stahldrahtverhause liegen umher und stählerne Schutzhilfe der einstigen Verteidiger; im Sand noch eine unkrepierter Granate, kenntlich gemacht durch ein Fähnchen und mit einem Windfaden umzäunt. Aus einem Spalt des obersten Panzerturmes ragt die weiße Fahne der Übergabe. In dem Labyrinth der unterirdischen Kasematten befinden sich noch belgische Gefangene und eine deutsche Besatzung, die sich darin bereits wieder Behaglichkeit geschaffen hat. Und schon ist die Heeresleitung am Werk, die Festung wieder in Verteidigungs zu stand zu versetzen. Jenseits der Fortihöhe, am gegenüberliegenden Berghange breitet sich ein Meer silbergrauer Dächer aus, es ist die Stadt Lüttich selber. Sie war genommen durch die Unwiderstehlichkeit unseres ersten Ansturmes in diesem Kriege und ist jetzt der Mittelpunkt brausenden militärischen Lebens: ein scheinbar chaotisches Gewirre marschierender Soldatenhaufen, dahersprengender Reitertrupps, durcheinanderstürzender Automobile, eilfertiger Ordonnanzen mit großen Mappen — und das alles doch unverkennbar das Wirken eines großen, einheitlichen Geschehens. Der Justizpalast ist nun die Residenz des deutschen Gouverneurs der Provinz Lüttich. Ein paar Maschinengewehre auf dem schönen Altan kennzeichnen die gegenwärtige Sachlage.

Auf die Widerstandsfähigkeit der großen belgischen Festungen hatten unsere Feinde bei ihren Berechnungen des Krieges hohen Wert gelegt. Loncin, das stärkste Fort von Lüttich, war mit neuen Panzertürmen ausgestattet, die man für unverwundbar hielt. Sie bestanden aus dem härtesten Panzerstahl von mehreren Dezimetern Dicke; diese waren in eine zwei und mehr Meter dicke Eisenbetonmasse eingebettet und hatten bisher jeder Geschosswirkung geaspottet. Das Ganze war tief in die Erde eingelassen, daß nur die kaum sichtbare Kalotte des Helmes darüber emporragte. Der alte Kampf zwischen Panzer und Kanone schien für lange Zeit zugunsten des Panzers entschieden zu sein. Daher das Entsezen unserer Feinde, als sie vom Vorhandensein der großen Kruppschen Mörser und ihrer Wirkungen hörten. Das Fort Loncin sollte diese zuerst in unerhört furchterlicher Weise erfahren. Mit leichter Artillerie hatten die Unfrigen zuerst sich eingeschossen, und als die Entfernung unserer Stellung von dem Fort genau bekannt war, aus dem neuen Mörser zuerst zwei noch nicht eigentliche Vollgeschosse abgeseuert. Als diese vollkommen saßen, wurde das richtige Geschöß entsandt, ohne unmittelbare Sicht des Ziels. In gewaltigem Steilbogen flog es hinüber, senkte sich genau über der zu treffenden Stelle, und das Fort Loncin war erledigt.

Nun gähnte an Stelle der flachen Hügelfalte eine trichterförmige Vertiefung von 50—60 m Breite und 20—30 m Tiefe wie der Krater eines Vulkan. Das Geschöß hatte die „bombenschere Decke des Forts“ so tief durchschlagen, daß es mitten in die Pulverkammer eingedrungen war und diese zur Entladung gebracht hatte; daher die titanische Größe der Verwüstung. So hatte man in dem neuen Geschöß ein Mittel, ohne weitere Menschenopfer in aller Ruhe aus einer Entfernung von fast zwei deutschen Meilen ein Fort nach dem andern in Trümmer zu schießen. Die Kommandanten der übrigen Forts wurden eingeladen, an den Wirkungen der 42er die Nutzlosigkeit weiteren Widerstandes einzusehen. Einige lehnten ab, aber nach den ersten Schüssen kapitulierten auch sie. Die vernichtungsspeienden Ungeheuer aber zogen weiter zu neuer großer Arbeit, zur Bezwigung der Festung Namur. Drei Tage nur dauerte der Widerstand Namurs, von dem die Engländer noch kurz vorher verkündigt hatten, daß es drei Monate aushalten werde. Wie ein Flug jäh dahinschüttender Stoßbogel dringen nun die deutschen Heerführer mit ihren Armeen allenfalls über die französische Grenze: das deutsche Westheer von Cambrai bis zu den Südbogesen, die Armee des Generalobersten v. Kluck, wirft die englische Armee bei Maubeuge, die Generalobersten v. Bülow und v. Hausen schlagen acht Armeekorps französischer und belgischer Truppen zwischen Sambre, Namur und Maas vollständig; Namur fällt; die Armee des Herzogs Albrecht von Württemberg verfolgt den geschlagenen Feind über den Sennis und überschreitet die Maas; die Armee des Deutschen Kronprinzen nimmt eine befestigte Stellung des Feindes vorwärts Longwy und weist einen starken Angriff aus Verdun ab; Longwy fällt; die Armee des Kronprinzen von Bayern wird von Nancy und aus südlicher Richtung angegriffen und weist den Angriff zurück; die Armee des Generalobersten v. Heeringen setzt die Verfolgung in den Vogesen fort, das Elsaß ist vom Feinde gesäubert. Und hinter den vordringenden Armeen wird mit deutscher Energie und Gründlichkeit sofort die Verbindung zwischen ihnen und der Heimat aufgebaut und die eroberten Gebiete werden in geordnete Verwaltung genommen. Zu dem Zwecke wird die Mobilmachung des Landsturmes befohlen und dieser zur Sicherung der Etappenlinien und zur Besetzung von Belgien mit herangezogen. Die Einnahme von Reims bedeutet den Gipelpunkt unseres grandiosen Vorrücksturmens auf der ganzen Frontlinie unseres Heeres. Schon sind die Armeen bis in die geographische Breite von Paris vorgedrungen. Die Bevölkerung der Hauptstadt erzittert, die französische Regierung flüchtet nach Bordeaux. Da erfolgte der plötzliche Widerstand der Gegner vor Paris und an der Marne. Wie die „Schlacht an der Marne“ den Rückzug unserer Armeen bis zur Aisnelinie erzwang, wird erst einem späteren Geschichtsschreiber abschließend zu beantworten möglich sein, wenn ihm alle Berichte darüber von beiden Seiten zur Verfügung stehen. Die rückslaufende Welle unserer Truppen verließ Reims am 11. September, und die Franzosen zogen wieder ein. Seitdem liegt Reims im unmittelbaren Kampfgebiet. Die Besonnenheit der Franzosen hatte bei der ersten Einnahme der Forts die nun offene Stadt nicht weiter verteidigt und dadurch die Besetzung unermesslicher Werte verhindert. Deutschland hatte erklärt, daß wundervolle Bauwerk

der Kathedrale auch fernerhin zu schonen, wenn der Feind keinen militärischen Gebrauch von ihm mache. Der Gegner hat die ritterliche Verabredung nicht gehalten. Wiederholt entdeckten die Deutschen, daß die Türme trotzdem zur Beobachtung unserer Stellungen benutzt wurden, um ein Feuer von verheerender Wirkung auf sie zu richten. Auch wurden Batterien vor der Kathedrale aufgestellt. Es blieb nichts anderes übrig, als die Beobachtungsposen und Batterien durch Schüsse zu entfernen. Eine Feuershurz setzte den Dachstuhl der Kirche in Flammen. Vieles von dem reichen Skulpturwerk ist zweifellos zerstört worden; doch bedeutet es nicht Unerhebliches. Schon vor dem Kriege hatte man mit der Erneuerung des stark verwitterten bildnerischen Schmuckes des Baues begonnen und ihn deshalb außerordentlich genau bildlich festgelegt. Jedenfalls aber bleibt bestehen: Wenn der Landeseigentümer die Stadt, in der sich ein architektonisches Kunstwerk befindet, zum Sitz eines militärischen Widerstandes macht, so fällt die Verantwortung dafür auf sein eigenes Haupt zurück.

Während nun an allen übrigen Stellen des westlichen Kriegsschauplatzes der Vormarsch zum Stehen gekommen war, schritt der Nordflügel noch eine Zeitlang zu weiteren Taten fort. Nach der Einnahme von Antwerpen wird in Frankreich die Festung Lille besetzt und am gleichen Tage Gent genommen. Zwei Tage später sind Brügge und Ostende unser, das Gegengestade von England ist erreicht. Den kleinen Rest Belgiens vollends zu nehmen, verhinderte die von den BelgIern ins Werk gesetzte Überschwemmung des Landes. Das deutsche Heer mußte sich hinter die Yser zurückziehen. So beginnt mit November 1914 die zweite Periode des Krieges, der Stellungskampf.

In seinem Werke „Das Volk in Waffen“, letzte Auflage 1899, begründet Freiherr v. d. Goltz den Satz: „Sicher ist, daß ein Krieg der nächsten Zukunft von dem Element der Beweglichkeit, welches unsren letzten Feldzügen so sehr eigen war, viel verlieren muß.“ Nach dem Urteil eines so großen Kenners hat also diese Stellung des Krieges nichts Überraschendes, sondern es ist das Natürliche, das zu Erwartende gewesen. Wie im Japanisch-Russischen Kriege in der Schlacht bei Mukden, so stehen sich die Gegner tief in den Boden eingegraben gegenüber. Von der Nordsee bis zur Schweiz auf einer 600 km langen Strecke liegen die Befestigungslinien der feindlichen Heere. Man wird an die uralten Anlagen des Hadrians- und Antoninuswalls und an den Limes erinnert. An die Stelle der großen Einzelbefestigungen tritt die Feldbefestigung aus Schützengräben mit Unterständen, Stacheldrahthindernissen, Sappen, Minen, Maschinengewehren. Das ganze Kampfgebiet wird eine einzige Festung. Die Flieger müssen da fast ganz die Arbeit der Aufklärung über die feindlichen Stellungen und Maßnahmen übernehmen. Kavallerie fällt vollkommen weg; die durch Patrouillen hält sich in sehr engen Grenzen der Möglichkeit. Die Fliegerphotographie ist das bis zu großer Vollkommenheit ausgebildete Hilfsmittel. Aus großer Höhe aufgenommen zeigen die Bilder mit verblüffender Schärfe in seinen, hellen Linien die überslogenen Gräben.

Dieser Schützengrabenwall erhält uns, was wir in glänzendem Ansturm dem Feinde abgenommen hatten. In der Heimat wird das Schützengrabendasein oft

als eine im Grunde ganz drollige Sache angesehen. Die Schützengrabenwölfe und humoristischen Feldposterzählungen unserer Soldaten haben diesen Eindruck erzeugt. Und Gott sei Dank, unsere Feldgrauen haben wirklich ihren „Humor im Schützengraben“. Wenn aber der Humor auf ernstem Grunde erwächst, so ist das gewiß hier der Fall. Seit Ende des vorigen Jahres versuchte Joffre an verschiedenen Stellen zur Offensive überzugehen. Besonders hartnäckig und leidenschaftlich wurden die Versuche in der Gegend der Champagne Pouilleuse zwischen Reims und den Argonnen. Hier verläuft unsere Stellungslinie in einer Landschaft ohne schroffe Höhen und ausgesprochene Talschlüsse, sie besitzt weder durch größere Flußläufe noch durch Überschwemmungsfächen natürliche Verteidigungslinien. Auf Seiten der Franzosen dagegen ist das Lager von Châlons mit seinen Kriegsvorräten nahe, eine Eisenbahn führt dicht hinter ihrer Front vorbei, und ein gelungener Durchbruch an dieser Stelle hätte die deutsche Kampffront in zwei Hälften auseinandergerissen. Wie ein Widder unablässig auf dieselbe Stelle einer Mauer stößt, so suchten darum hier die Feinde auf einer Breite von nur 6 km durch die deutsche Linie ein Loch zu brechen. An die „Winterschlacht in der Champagne“, die am 20. Dezember begann, schloß sich unmittelbar die „Frühlingschlacht“. Die Zeit vom 16. bis 20. Februar bezeichnet die wütendsten französischen Durchbruchsversuche. Die Franzosen verfolgten dabei den Grundsatz, die Truppe möglichst oft zu wechseln. Im Laufe der Zeit wurden in der Champagne 50 verschiedene Regimenter festgestellt. Jedes Regiment darf nur einmal stürmen, weil die französischen Soldaten die Nervenanspannung nicht länger aushalten. Die Art und Weise des Kämpfens an den beiden Fronten ist ein unablässiges Ringen hin und her um kleine Abschnitte der Schützengräben und Verhause, so daß Gewinn und Verlust an einem Tage oft gar nicht gegeneinander auszurechnen sind. Es belegen z. B. die Franzosen eine kurze Strecke eines Schützengrabens stundenlang derart mit dem „Trommelfeuer“ ihrer Artillerie, daß sie Schuß neben Schuß setzen, daß der Graben schließlich kein Graben mehr ist, sondern eine formlose Mulde. Dann stürmen sie an dieser Stelle vor und graben sich ein. Aber dieser zahnförmige Vorsprung ist zu beiden Seiten und dahinter von unsren Schützengräben umschlossen, und nun beginnt mit Minenwerfern und Handgranaten die Rückeroberung. Bisweilen kneift man dieses feindliche Gebilde an der Wurzel ab und nimmt die ganze Gesellschaft gefangen. Umgekehrt geht es uns ähnlich. Das Furchtbarste sind die ungeheuerlichen Kanonaden bei umfangreichen Durchbruchsversuchen. Sie fordern die größte Nervenleistung, die der Menschheit bisher zugemutet wurde. Die Schallwirkung der Kanonenschüsse und der platzenden Granaten läßt sich etwa vergleichen mit einem furchterlichen Gewitter, bei dem es Stunden um Stunden unablässig einschlägt. Man glaubt den Berg unter sich bebren zu fühlen. Die Luft zittert in unzähligen Wellen, welche die Nerven in einen aufregenden Zustand höchster Anspannung versetzen. In der Vorettoschlacht im Mai 1915, einem neuen Versuch Joffres, den eisernen Wall zu durchbrechen, setzte von feindlicher Seite ein Trommelfeuer ein, wie es weder in der Champagne noch bei Neuve-Chapelle vorgekommen war. Beinahe jeder Fußbreit Boden wurde mit Granaten belegt. Dann drangen die

Franzosen mit gewaltigen Truppenmassen zum Sturm vor. Es gelang ihnen, wie sich denken lässt, unsere durch das furchtbare Feuer erschütterten Stellungen mit außerordentlicher Übermacht zu überrennen, und eine kurze Zeitspanne schien der Durchbruch zu glücken. An dem heldenmütigen Verhalten unserer Infanterie, dem ruhigen und sichern Feuer unserer Artillerie, der glänzenden Organisation unseres Ersatzes und der außerordentlichen Leistungsfähigkeit unserer Eisenbahnen scheiterte die Durchbrechung unserer Stellungslinie. Es ist daraus aber auch ersichtlich, was für ein Heldenmut das Dasein einer im Kampf stehenden Truppe in den Schützengräben ist. Nur bei Nacht ist es möglich, längere Zeit aus den Unterständen herauszuschlüpfen, die versteiften Glieder zu bewegen, die zerstörten Gräben wieder in Ordnung zu bringen, etwas warme Nahrung aus den weiter rückwärts anfahrenden Feldküchenwagen durch die langen Annäherungsgräben heranzuschaffen, den Mannschaftswechsel in die zweiten und dritten Stellungen vorzunehmen. Und das alles unter steter Lebensgefahr; denn in dem monatelangen Gegenüberliegen ist der Gegner so genau auf unsere Stellungen eingeschossen, daß er sie aus seinen eingespannten Gewehren auch im Dunkel trifft, und bei jedem verdächtigen Geräusch schießt er auch während der Nacht; auch erleuchtet er das Gelände mit Leuchtkugeln. An Schlaf ist wenig zu denken; bei Tage aber ist die ganze Existenz eine einzige fiebrhafte Spannung. Die Gräben sind vielfach nur 10—15 Meter vom feindlichen entfernt, ja fünf Meter kommen vor. 25 Meter gelten schon als ein guter Zwischenraum. Jeden Augenblick kann die Handgranate oder das schwerfällige Geschöß des Minenwerfers herüberfliegen mitten in den Graben hinein und die dort Weilenden in Stücke reißen. Auch in den Unterstandhöhlen ist keine Sicherheit. Leise hört man den kratzenden und klopfenden Schall des feindlichen Minenräbers; es ist unzweifelhaft, daß irgendwo in der Nähe ein unterirdischer Gang an unsere Stellung vorgetrieben wird; über kurz oder lang wird von diesem Gang aus eine furchterliche Explosion erfolgen, die einen Teil unseres Grabens mit allem, was darin ist, in Atome zerschmettern soll.

So haben unsere Truppen den langen, langen Winter zugebracht in Nebel, Schlamm in heldenhafter Ausdauer; das ist eine herrliche Ruhmestat, das ist viel, viel mehr als alle Leonidastaten des Altertums; nur in Erfurcht und brennendem Danken sollten wir zu diesen Männern hinüberschauen.

Alfred Göbel S. J.



Gegründet 1865
von deutschen
Jesuiten

Stimmen der Zeit, Katholische Monatsschrift für das Geistesleben der Gegenwart. Herausgeber und Schriftleiter: Hermann Muckermann S. J., München, Gieselastraße 31 (Fernsprecher: 32749). Mitglieder der Schriftleitung: J. Kreitmair S. J., H. A. Krofe S. J., R. v. Nostitz-Rieneck S. J. (zugeleich Herausgeber und Schriftleiter für Österreich-Ungarn), J. Overmans S. J., W. Reichmann S. J., O. Zimmermann S. J.

Verlag: Herdersche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau (für Österreich-Ungarn: B. Herder Verlag, Wien I, Wollzeile 33).

Von den Beiträgen der Umschau kann aus jedem Heft einer gegen Quellenangabe übernommen werden; jeder anderweitige Nachdruck ist nur mit besonderer Erlaubnis gestattet.